

מגן דוד ויהוה אלהינו יהוה אחד

יהוה אחד יהוה אחד יהוה אחד יהוה אחד יהוה אחד

יהוה אחד יהוה אחד יהוה אחד יהוה אחד יהוה אחד

יהוה אחד יהוה אחד יהוה אחד יהוה אחד יהוה אחד

אמן סוף

והנפח

Ein Platz innerhalb der Tradition

Am 31. Oktober 1750 wurde in einer jüdischen Gemeinde irgendwo in Deutschland bei Vollmond und am Vorabend des Sabbat Mordechai Gompel geboren. Das ist alles, was wir über sein Leben wissen, und mehr werden wir wahrscheinlich nie erfahren. Dennoch können wir mit großer Genauigkeit sagen, was diejenigen, die sich in seinen ersten Monaten um ihn kümmerten, für sein Leben erhofften und wofür sie beteten, denn sie hielten diese Hoffnungen und Gebete in einem faszinierenden – und äußerst gut erhaltenen – Stück Handarbeit fest. Es handelt sich um ein Band aus Leinen, rund 17 Zentimeter breit und drei Meter lang, das mit farbigen Seidenstickereien versehen ist. Es dürfte der Synagoge als Dank für Mordechais Geburt übergeben worden sein, um damit die Torarollen zusammenzubinden, also die ersten fünf Bücher der hebräischen Bibel. Diese wurden zusammengerollt, mit einem Band wie diesem zusammengebunden und dann im Toraschrein verwahrt, aus dem sie jede Woche feierlich entnommen wurden, um der versammelten Gemeinde Auszüge daraus vorzulesen (→ Kapitel 20). Wir wissen nicht, wie dieser Torawimpel ins British Museum gekommen ist, aber er gehörte vermutlich zu einer handschriftlichen Torarolle, die sich heute in der British Library befindet. Beverley Nenk, im Museum verantwortlich für die Judaika-Sammlung, erklärt, was wir mit Blick auf seine frühere Geschichte vermuten können:

Der Torawimpel des Mordechai Gompel (Deutschland, 1750). Die vier Teile des ursprünglichen Beschneidungstuchs sind nun zu einem langen Streifen zusammengenäht.

Ursprünglich hat es sich wohl um ein quadratisches oder rechteckiges Stück Leinen gehandelt, in das der Neugeborene gewickelt war, als er

im Alter von acht Tagen feierlich beschnitten wurde. Nach der Beschneidung hat man es vermutlich in vier Streifen zerschnitten und diese zusammengenäht – man sieht die Nähte noch ganz deutlich. Anschließend haben es die Frauen im Haushalt, die Mutter und die Schwestern, nach traditioneller Art bestickt. Aus der Art der Stickerei können wir ersehen, dass es in Deutschland gefertigt worden sein muss, doch Genaueres lässt sich unmöglich sagen. Sie haben farbenfrohe Seiden verwendet, die noch heute kräftig leuchten, und sie zusätzlich mit Pailletten aus versilbertem Kupfer verziert. Diese sind inzwischen leider sehr matt geworden, und wir können das Silber nicht reinigen, ohne den Stoff zu beschädigen, aber ursprünglich dürften sie gefunktelt und wunderschön ausgesehen haben.

Diese elegante Handarbeit entwirft das ideale Leben eines jüdischen Jungen im 18. Jahrhundert – ein Leben, in dem das Religiöse und das Gesellschaftliche nicht zu unterscheiden sind – und bestimmt seine Identität im Kontext von Jahrtausenden jüdischer Tradition. Durch die Beschneidungszeremonie, während derer der Junge in das Tuch gewickelt war, wurde er zum Erben des alten Bundes zwischen den Juden und ihrem Gott gemacht und Moses Gesetz erlangte für ihn Verbindlichkeit. Fast genauso wichtig war, wie Beverley Nenck erklärt, dass er seinen Namen erhielt:

Die ersten Wörter auf Hebräisch, die wir hier von rechts nach links lesen, bezeichnen den Namen des Babys, Mordechai Gompel. Dann kommt der Name des Vaters, Eli ha-Levi. Darunter finden sich ein kleiner Krug und ein Becken, die Symbole der Levis, die traditionellerweise den Priestern im Tempel die Hände wuschen. Als Nächstes lesen wir, er sei zum Glücke geboren, zum «mazel», einer Abkürzung von «mazel tov», und zwar am Vorabend des heiligen Sabbat, bei Vollmond und unter einer günstigen Himmelskonstellation – man sieht hier einen ausnehmend detailgenau dargestellten Skorpion. Dann folgt das Datum nach jüdischem Kalender, das dem 31. Oktober 1750 entspricht.

Das ist Mordechais Erbe – individuell, familiär und kosmisch, seine Lebensgeschichte bis zu seinem achten Tag, als seine Beschneidung stattfand.

Die Gesetzesrolle, aus der Mordechai Goppel lesen wird.



Was folgt, sind Gebete für seine künftige Rolle in der Gesellschaft. Als Erstes wird darum gebeten, er möge als Heranwachsender die Tora studieren, und begleitet sind die Worte von einem kleinen Bild der Gesetzesrolle, darüber eine Krone und darunter die traditionelle Beschreibung: «Ein Baum des Lebens ist sie für diejenigen, die sich an sie klammern ...» Zu lernen, wie man das Hebräisch der Tora in der Synagoge liest oder eher singt, ist üblicherweise eine langwierige Sache (→ Kapitel 20), aber auch eine unverzichtbare Aufgabe, die – heute wie im 18. Jahrhundert – bewältigt werden muss, bevor ein Junge seinen Platz als vollwertiges Mitglied der jüdischen Gemeinde einnehmen kann. Traditionellerweise wird die Bar Mitzwa – mit der man ein «Sohn des Gebots» wird – im Alter von dreizehn Jahren gefeiert. Von diesem Zeitpunkt an kann der Junge dazu berufen werden, in der Synagoge aus der Tora zu lesen, er kann von nun an zu den zehn Erwachsenen gezählt werden, die ein minyan bilden, die zur Durchführung eines gemeinschaftlichen Gottesdienstes erforderliche Mindestzahl an Personen, und er hat nach religiösem Gesetz das Recht, Eigentum zu besitzen und Zeugnis abzulegen. Diese neuen Rechte gehen einher mit neuen Pflichten: Er ist nun dazu verpflichtet, die gesetzlichen Vorschriften der Tora zu befolgen, und er selbst – nicht mehr sein Vater – ist fortan für seine Taten verantwortlich.

Er trägt zudem Verantwortung für die Gemeinde insgesamt. In einer Zeremonie, die noch immer in vielen jüdischen Gemeinden überall auf der Welt gefeiert wird, ist der Junge im Beisein der versammelten Gemeinde zu einem Mann, zu einem mündigen Erwachsenen geworden.

Unsere Stickerei wurde der Synagoge vermutlich überlassen, um damit genau die Rolle zusammenzubinden, aus der Mordechai Gompel bei seiner Bar Mitzwa vorlas und aus der er auch in Zukunft vortragen sollte: Der Stoff seiner Beschneidung als Kleinkind sollte also im wahrsten Sinne des Wortes sein Leben als Mann mit dem Gesetz, das dieses Leben bestimmte, verbinden. Unmittelbar darauf wird die Hoffnung geäußert, er werde eine Frau unter die Chuppa, den Traubaldachin führen. Ehe und Elternschaft gehören zu den Pflichten, deren Erfüllung vom frischgebackenen Erwachsenen erwartet wird. Beverley Nenk beschreibt, warum dies die einzige Stelle der Stickerei ist, an der eine menschliche Figur zu sehen ist:

Das ist eine wunderschöne und bewegende Vignette eines Paares, das unter einem Baldachin getraut wird und dabei erlesene Kleidung des 18. Jahrhunderts trägt. Sie stehen unter dem Traubaldachin, während der Rabbi sie zu Mann und Frau erklärt



**Ein traditioneller
jüdischer Traubaldachin
(Chuppa), unter dem er
heiraten wird.**

und segnet, und sie sehen für alle Welt aus wie Figuren aus einer Mozartoper, die nicht im Serail spielt, sondern im Ghetto von Frankfurt oder Hamburg.

Nun, da er vollwertig am Gebetsleben der Synagoge teilnehmen darf und glücklich verheiratet ist (idealerweise mit Kindern), haben seine Eltern, so Beverly Nenck, nur noch einen Wunsch:

Das Band schließt mit einem dritten Segen, der da lautet: «*ve'ma'asim tovim*» – möge er sein ganzes Leben lang gute Taten vollbringen. Und dann, ganz am Ende, noch die Worte: «Amen Selah» – so sei es.

«So sei es.» Mordechai Gompels Torawimpel zeigt in aller Deutlichkeit, was man von ihm als Mitglied der Gesellschaft erwartete und auf welchen Bühnen er darin seine Rolle zu spielen hatte. Es war ein Leben, das eingefasst war von Pflichten, die es zu erfüllen galt, und es war – wie es für die abrahamitischen Religionen und das Europa der damaligen Zeit typisch ist – ein Leben, das von einem Mann geführt wurde, dessen Zierde aber (zweifellos mehrere) Frauen waren.

Heute herrscht in vielen reformierten jüdischen Synagogen eine deutlich stärkere Gleichberechtigung der Geschlechter. Mädchen werden Bat Mitzwa, Töchter des Gebots, und zwar ebenfalls im Alter von zwölf oder dreizehn Jahren. Wie ihre Brüder lernen auch sie, den hebräischen Text der Tora in der Synagoge vorzulesen und öffentlich eine neue Rolle mit größerer persönlicher Verantwortung zu übernehmen. Trotz zunehmender Verweltlichung ist die Zeremonie bei Jungen wie Mädchen nach wie vor ausgesprochen populär. Abe und Rebecca Dain, ein Geschwisterpaar aus dem Nordwesten Londons, empfanden sie beide als kraftvolle Bestätigung ihrer neuen, erwachsenen Identität und einer uralten Tradition. Für Rebecca Dain war die Bat Mitzwa so wichtig,

weil das der Zeitpunkt war, an dem ich eine jüdische Frau wurde. Es war ungeheuer aufregend, denn jeder schaute mich an und ich war ganz still. Ich hatte die Tora noch nie zuvor berührt, aber ich hatte hart für diesen Augenblick gearbeitet. Nachdem ich meine Passage zu Ende gelesen hatte, lächelten mich alle an und sagten: «*Mazel Tov*» – ich war jetzt ein Teil von ihnen und ich war mitten unter ihnen. Ich



Ein Junge, der sich auf die Bar Mitzwa vorbereitet, lernt, die Torarolle mit Hilfe eines Zeigestocks (Jad) zu lesen.

habe mich einfach gut gefühlt. Ich hatte das Gefühl, jetzt ein Mitglied der Gemeinde zu sein.

Für ihren Bruder Abe Dein war es ähnlich beglückend, in die Gemeinschaft der Erwachsenen aufgenommen zu werden. Als besonders bewegend empfand er es, seinen Platz in einem langen Kontinuum einzunehmen:

Für mich war sehr wichtig, dass Ahnen vor mir das ebenfalls getan hatten. Die Bar Mitzwa gehört seit Aberjahren zur jüdischen Tradition. Ich persönlich glaube nicht an Gott, aber die jüdische Kultur liebe ich wirklich. Und diese Tradition will man einfach weitertragen, weil das vor einem schon alle getan haben. Meine «parsha» zu üben und auswendig zu lernen, also den Abschnitt aus der Tora, den ich vortragen sollte, war eine Menge Arbeit. Als ich geendet hatte, blickte ich auf und alle lächelten. Ich hatte das Gefühl, ja, ich hab's geschafft. Es war ... nun ja, es war ein Mündigwerden.

Das Bemerkenswerte an den jüdischen Feiern von Bar und Bat Mitzwa ist die Tatsache, wie ungewöhnlich sie in einer immer säkulareren westlichen Welt wirken. Dabei ist es noch gar nicht so lange her, dass die Hoffnungen und Erwartungen, die viele Gemeinschaften an ihre jungen Menschen knüpften – selbst wenn sie nie so explizit sichtbare Gestalt annahmen – genauso klar waren wie die, die in Mordechai Gompels Torawimpel eingestickt sind.

Im vorangegangenen Kapitel haben wir gesehen, mit wieviel Sorge und Gefahr es befrachtet ist, ein Kind wohlbehalten zur Welt und gesund durch seine ersten Jahre zu bringen. Sind die Gefahren der Kindheit sicher umschifft, wartet die größte aller Herausforderungen: Die Eltern – und die größere Gemeinschaft um sie herum – müssen das Kind auf die Welt vorbereiten, in der es leben wird. Die Sozialisierung eines Kindes ist ein so langwieriger Prozess, dass er zumeist kaum Objekte hinterlässt, die ihn auf prägnante Weise dokumentieren. Es gibt jedoch einen solchen physischen Beleg, der auf seine Weise genauso beredt Zeugnis ablegt wie der Torawimpel, allerdings aus einer ganz andersartigen Gemeinschaft und von der anderen Seite der Welt stammt.

Dieses Objekt sieht auf den ersten Blick wie ein Strauß getrockneter Blumen aus. Es ist hellbraun, rund zwanzig Zentimeter lang und fast zweihundert Jahre alt. Es stammt aus Vanuatu und ist das erste Objekt aus Melanesien, der riesigen Pazifikregion zwischen Neu-Guinea und den Fidschi-Inseln, das den Weg ins British Museum fand. Geschenkt wurde es dem Haus 1831 von George Bennett, Schiffsarzt an Bord der «Sophia», einem Schiff, das in Sydney gechartert worden war, um Sandelholz aus dem Süden Vanuatus zu holen. Der Bestandskatalog des Museums vermerkte bei der Registrierung ganz nüchtern: «Haarschopf eines männlichen Bewohners von Tanna, einer Insel der Neuen Hebriden, wie er von den Eingeborenen getragen wird».

Dieses Bündel sorgsam geflochtenen Haars wurde tatsächlich «von den Eingeborenen getragen», aber es war und ist weit mehr als nur das. Es zeugt von einem langdauernden Prozess der Unterweisung, denn es flocht im Wortsinne in einen jungen Mann all das ein, was er wissen musste, um in der Gesellschaft seinen Platz als Erwachsener einzunehmen. Und dieses Verfahren findet bis heute auf der Insel Tanna in der Republik Vanuatu Anwendung. In den Jahren

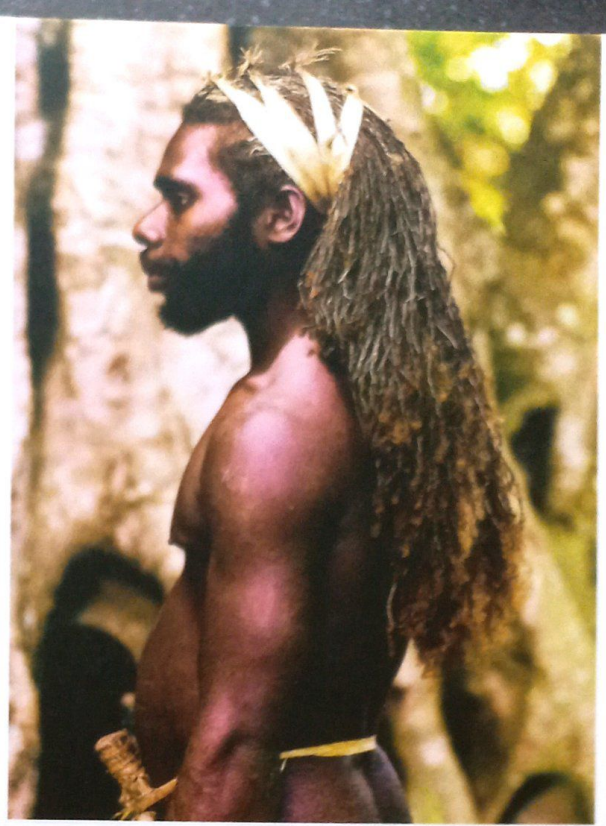


Das Bündel geflochtenen Haars, das George Bennett um 1830 aus Vanuatu mitbrachte.

zwischen dem Erreichen der Pubertät und der männlichen Reife verflechten ältere Männer das Haar der Jungen regelmäßig mit Blattfasern und formen daraus eine Art Dreadlocks. Während sie mit dem Flechten beschäftigt sind, vermitteln sie den Jungen wichtiges traditionelles Wissen über die Welt und ihre Geschichte und erklären ihnen, wie man sich gegenüber der Verwandtschaft benimmt und wie man sich selbst im Leben verhält.

Sam Posan, Feldforscher am Vanuatu Cultural Centre, stammt selbst von der Insel Tanna, von wo George Bennett unseren Haarschopf mitnahm, und erklärt, wie dieser Kurs in Sachen Lebensbildung abläuft:

Zunächst beschneidest du den Jungen. Anschließend verknotest du ihm das Haar. Und du bringst ihm alles bei, über die Welt, darüber, wie man sich benimmt. All die Sachen, die du ihm erklärst, verknotest du ganz fest – du bindest sie ihm sozusagen in den Kopf hinein. Zwei oder drei Monate später trifft ihr euch dann wieder und du stellst dem Jungen Fragen, um zu überprüfen, ob er noch weiß, was du ihm beigebracht hast, oder nicht. Und ihr trifft euch wieder und du flichtst wieder sein Haar und erklärst ihm erneut die Sachen, die er inzwischen wieder vergessen hat.



Du füllst seinen Kopf. Und wenn sein geflochtenes Haar bis zum unteren Ende des Rückens reicht, dann, so sagen die Alten, ist er ein Mann.

Geschichten und Wissen werden nach und nach in das Haar junger Männer in Tanna, Vanuatu, eingeflochten. Dieser Prozess dauert mehrere Jahre.

Es scheint, als sei George Bennett genau in dem Augenblick auf dem Eiland eingetroffen, als ein junger Mann gerade seinen langen Unterweisungsprozess abgeschlossen hatte: An diesem Punkt wird das geflochtene Haar abgeschnitten, um damit deutlich zu machen, dass der Junge nun ins Erwachsenenalter eingetreten ist. Der Schopf wird offenbar eher selten aufgehoben und scheint nicht von besonderem Wert zu sein, nicht einmal für den frischgebackenen Erwachsenen. Als jedoch vor einigen Jahren ein paar Männer aus Vanuatu das British Museum besuchten, erkannten sie sofort, um was es sich bei diesem abgeschnittenen Haarbündel handelte, und bemerkten: «Das ist unsere Universität.»

Führt ein Mann sein Leben entsprechend den Prinzipien, die ihm beim Haareflechten beigebracht wurden, lassen sich die Stadien der Weisheit, die er durchläuft, mit den Fingern einer Hand bezeichnen:

Du fängst mit dem kleinen Finger an: Er bezeichnet dich, wenn du ein Kind bist und nichts über die Welt weißt. Dann wirst du ein bisschen größer, kommst zum nächs-

ten Finger: Du fragst unablässig, und die Alten erklären dir alles. Dann kommt die Zeit des großen Mittelfingers, wenn du alles erlernst, wenn der Geist der Dinge, die du tust, in dich eingeht. Dann gehst du wieder hinab zum nächsten Finger und bringst den Kindern etwas bei.

Wenn du schon etwas älter bist und weißes Haar hast, dann kommst du zum letzten Finger, dem Daumen. Du sitzt wie ein Stein auf seinem Platz. Die jungen Leute haben ihre Messer, und wenn die Messer stumpf werden, kommen sie herbei und wetzen die Klingen an deinem Stein. Sie können den alten Menschen alles fragen, und er wird ihnen alles erklären, denn er ist durch all diese Erfahrungen hindurchgegangen.

Dies ist das Leben auf Vanuatu als Fünf-Finger-Übung beschrieben – mit Rechten und Pflichten, die genauso klar festgelegt sind wie im Fall des Torawimpels und bei denen es ebenfalls insonderheit um Kontinuität und Tradition geht. Wie in vielen Gesellschaften überall auf der Welt kann es sehr beruhigend sein, so genau zu wissen, wo man steht, im eigenen Leben wie auch in der Gemeinschaft. Doch wie das bei allen Strukturen so ist, sind sie nicht nur hilfreich, sondern auch hinderlich und einschränkend. Vor allem muss man akzeptieren, dass jemand anderer bestimmt, wer man selbst als Mann oder als Frau ist, und für Frauen bedeutet das in den meisten Gesellschaften üblicherweise eine untergeordnete Rolle.

Die Tatsache, dass es relativ gesehen an weiblichen Ritualen mangelt, sollte jedoch nicht zu falschen Schlussfolgerungen Anlass geben. Linda Woodhead, Professorin an der University of Lancaster, hat sich eingehend mit diesen Übergangs- und Initiationsriten beschäftigt:

Da Männer in den meisten Gesellschaften einen höheren Status haben und eine stärkere öffentliche Rolle spielen, sind die Initiationsrituale der Jungen präsenter und strapaziöser. Allgemein geht es bei Männlichkeit in stärkerem Maße um öffentliche Zurschaustellung, weshalb man dieser Gesellschaft über ein öffentliches Initiationsritual als Mann präsentiert wird. Natürlich werden auch Frauen von anderen Frauen in viele verschiedene Traditionen eingeführt, aber diese Rituale finden eher zu Hause und im Privaten statt, und sie sind meist weniger feierlich.

In modernen westlichen Gesellschaften fehlt es nicht wirklich an *rites de passage*: von der Schulabschlussfeier bis zum ersten Urlaub mit Freunden oder dem Chaos aus Schlamm und Alkohol bei irgendwelchen Open-Air-Festivals. Doch dabei geht es nicht mehr darum, dass Ältere oder Eltern Kinder in eine Erwachsenenwelt einführen – dass also Kinder nach einer intergenerationellen Wissensübertragung eine neue Rolle einnehmen, die der ihrer Eltern entspricht. Die traditionelle Geburtstagsparty, die von den Eltern für Freunde und Familie veranstaltet wird, wenn die Kinder volljährig werden und fortan wählen dürfen und den «Haustürschlüssel» bekommen – ein Ereignis, das traditionellerweise das Erwachsensein im öffentlichen wie im privaten Bereich markiert –, ist heute weitgehend aus der Mode gekommen. Stattdessen initiieren sich die jungen Menschen selbst gegenseitig in Erwachsenenwelten – mit ausgelassenen Taufritualen, bei denen Bier, Singen und Tanzen die Hauptrolle spielen.

Linda Woodhead ist der Ansicht, diese Entwicklung sei die unausweichliche Folge des technischen Fortschritts, aber auch der zunehmenden Betonung von Wahlfreiheit und individuellen Rechten gegenüber festen Konventionen und Pflichten:

In unserer Gesellschaft geschieht gerade etwas, was mit der Beschleunigung des Wandels zu tun hat. All diese Rituale, bei denen jemand in vorgegebene Lebenserfahrungen, in ein festes Wissenskorpus, das über die Generationen weitergegeben wird, eingeführt wird – all das verliert seinen Sinn, wenn sich die Dinge so rasant verändern, dass ein Teenager heute bei wichtigen Dingen wie der digitalen Technik schon deutlich mehr weiß als seine Eltern. Das zerstört das alte Muster der Weitergabe von Wissen. Ich glaube, wir als Gesellschaft stehen deshalb vor allem vor der Frage, wie sich die Werte weitergeben lassen, die weiterhin gültig und unveränderlich sind.

Wir haben heute zudem einen viel breiteren Zugang zu allen möglichen kulturellen Gütern, nach denen einem gerade der Sinn steht. Heute ist viel mehr Raum für Entscheidungen, man kann viel freier darüber nachdenken, wer man als Person sein möchte und welcher Gruppe man angehören will. Wir wollen uns die Rituale aussuchen, die uns begleiten, wenn wir werden, was zu werden wir ganz individuell beschlossen haben. Wir sind eine liberale Gesellschaft. Wir wollen Wahlmöglichkeiten. Wir wollen nicht, dass uns unsere Zukunft übergeben und vorgegeben wird.

Das ist eine enorme Veränderung. Der bestickte Torawimpel. Das geflochtene Haar aus Vanuatu. Dein Platz innerhalb der Tradition. Deine Verantwortlichkeiten genauso wie deine Rechte. Das sind wertvolle Lebensanschauungen, die dem Einzelnen von seiner Gemeinschaft vorgegeben werden. Würde man uns heute ein weißes Stück Leinen geben und uns bitten, darauf die Hoffnungen für unsere Kinder zu skizzieren, würden wir ihnen sicherlich Glück und Gesundheit wünschen. Aber was noch? Ich glaube, die meisten Eltern würden heute sagen, dass es nicht an ihnen ist – dass die Kinder ihren eigenen Weg gehen und ihre eigenen Entscheidungen treffen müssen.

Es dürfte ziemlich schwierig sein, ein Kind darum zu bitten, es möge sagen, was auf seinem Torawimpel stehen soll, oder es solle sich das Wissen, das es braucht, selbst ins Haar flechten. Linda Woodhead freilich ist der Meinung, die Initiationsrituale beim Übergang in die Erwachsenenwelt seien zwar weitgehend verschwunden, doch die westliche Gesellschaft sei trotzdem so tief durch ihre uralten christlichen Traditionen geprägt, dass sie diese Rituale vielleicht gar nicht mehr benötige:

Wir sind nach wie vor eine moralisch sehr kohärente Gesellschaft. Das erkennt man beispielsweise ganz deutlich, wenn es zu kollektiven Tragödien kommt. Dann tauchen sofort die traditionellen christlichen Werte auf – Liebe, Solidarität, sich um andere kümmern, sich gegen das Böse zur Wehr setzen. Obwohl sich die Kirchen auf dem Rückzug befinden, sind all diese Dinge noch immer tief verwurzelt. Es herrscht ein sehr ausgeprägter moralischer Konsens.

Natürlich proklamieren auch viele andere Religionen diese Werte. Für Linda Woodhead legt ihre Beständigkeit nahe, dass es selbst in der multikulturellen Konsumgesellschaft Europas nach wie vor einen festen moralischen Rahmen zu geben scheint, innerhalb dessen junge Erwachsene – vielleicht freier als je zuvor – die Entscheidungen treffen können, die ihr Leben bestimmen werden – nicht wie die Gesellschaft es für sie vorgesehen hat, sondern wie sie selbst es sich wünschen.